

HOWARD JACOBSON
IM ZOO

HOWARD JACOBSON

IM ZOO
ROMAN

Aus dem Englischen von
Friedhelm Rathjen

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT

Für
Jenny und Dena
und
Marly und Nita

»Wird je ein Mann die Tochter lieben, wenn er
die Mutter nicht geliebt hat?«

JAMES JOYCE, *Ulysses*

EINS
AFFE

1

Er Schrägstrich sie

Als die Polizei mich festnahm, hatte ich das Buch noch bei mir, das ich aus dem Oxfam-Buchladen in Chipping Norton gestohlen hatte, einem hübschen Städtchen in den Cotswolds, wo ich einer Lesegruppe vorgetragen hatte. Ich war bei dem runden Dutzend Mitglieder, die, wie mir zu spät aufging, nur eingeladen worden waren, um mich zu beleidigen, auf feindselige Reaktionen gestoßen.

»Warum sind Ihnen Frauen dermaßen verhasst?«, wollte die eine von mir wissen.

»Könnten Sie mir wohl ein Beispiel für meinen Hass auf Frauen geben?«, fragte ich höflich nach.

Das konnte sie allerdings. Sie hatte Hunderte von Textstellen mit kleinen, klebrigen, phosphoreszierenden Pfeilen markiert, die allesamt anklagend auf das Pronomen »er« zielten.

»Was spricht gegen ›er Schrägstrich sie?‹«, fragte sie herausfordernd und beschrieb dabei nur eine Handbreit vor meinem Gesicht mit den Fingern das verquere Satzzeichen, hieb mit Interpunktion, die wehtat, nach mir.

»Er ist ein Neutrum«, klärte ich sie auf, während ich einen Schritt zurückwich. »Damit wird weder das eine noch das andere Geschlecht vorgezogen.«

»Mit ›sie‹ auch nicht.«

»Nein, aber ›sie‹ ist Plural.«

»Was stört Sie denn am Pluralismus?«

»Und Kinder«, hatte eine andere wissen wollen, »warum verabscheuen Sie Kinder?«

Ich erklärte ihr, dass ich nicht über Kinder schrieb.

»Eben!«, entgegnete sie triumphierend.

»Die einzige Figur in Ihrem Buch, mit der ich mich identifizieren konnte«, gab mir eine dritte Leserin Bescheid, »war die, die zu Tode kam.«

Allerdings sagte sie nicht »Buch«. Praktisch niemand mehr sagt »Buch«, was sich mit Tuch oder Geruch reimt oder notfalls auch mit genuch wie in »Genuch gelabat, du Schüssa, fück düch«, was die Aussprache war, die im lautverschliffenen gesetzeslosen Lancashire üblich war, nur ein paar Meilen nördlich des behäbigen, verschlafenen Cheshire, wo ich aufgewachsen war. Boch, so sagten sie dazu. »Die einzige Figur in Ihrem Boch, mit der ich mich identifizieren konnte ...« Als hielt sie ein langes »u« für eine maßlose Übertreibung.

»Ich bin hochofregut, dass ihr Tod Sie gerührt hat«, sagte ich.

Sie erbebt vor Wut, dieser Wut, die man nur unter Lesern findet. Lag das daran, dass das Lesen als Kulturtechnik passé war und die wenigen Menschen, die sie noch pflegten, darüber mit jeder Seite, die sie umblättern, in Zorn ausbrachen? Waren das die letzten Zuckungen vor dem endgültigen Exitus?

»Gerührt?« Ich bekam schon Angst, sie würde mit meinem Boch auf mich einschlagen. »Wer sagt denn, dass ich gerührt war? Ich war neidisch. Ich identifizierte mich mit ihr, weil ich vom ersten Wort an wünschte, ich bin tot.«

»Wäre tot«, sagte ich, während ich mir meine Jacke anzog. »Vom ersten Wort an wünschte, ich wäre tot.«

Ich dankte ihnen für die Einladung, ging zurück in mein Hotel, kippte ein paar Flaschen runter, die mir zu kaufen ich vorausschauend genug gewesen war, und schlief in meinen Kleidern ein. Der Reise nach Chipping Norton hatte ich nur zugestimmt, weil sie mir die Gelegenheit bot, meine Schwiegermutter zu besuchen, mit der ich schon seit geraumer Zeit eine Affäre hatte anfangen wollen, doch dieser Plan war von meiner Frau durchkreuzt worden, die sich dummerweise gerade diesen Zeitpunkt für einen

Besuch ihrer Mutter bei uns in London ausgesucht hatte. Ich hätte noch den Zug zurück kriegen und zum Abendessen bei ihnen sein können, beschloss aber, einen Tag ganz für mich auf dem Lande zu verbringen. Die Frauen von der Lesegruppe waren nicht die Einzigen, die wünschten, sie wären tot.

Als ich aufstand, war es fürs Frühstück zu spät, und ich unternahm einen Spaziergang durch das Städtchen. Hübsch. Cotswolds-Stein, Geruch nach Kühen. (»Warum kommen in Ihren Romanen keine Naturbeschreibungen vor?«, war ich bei dem Kreuzverhör am Tag zuvor unfairerweise gefragt worden.) Da ich etwas gegen den Hunger brauchte, kaufte ich mir in einer Biobäckerei eine Blätterteigtasche mit Wurst-Kräuter-Füllung und spazierte essend in den Oxfam-Buchladen hinein. Ein käsig-blasser Angestellter, der an den Ohrläppchen runde Scheiben baumeln hatte wie ein Sambesi-Buschmann, zeigte auf ein Schild mit der Aufschrift »Speisen und Getränke in diesen Räumlichkeiten nicht gestattet«. Vermutlich ein Gebot des Anstands: Man stopft sich nicht mit Essen voll, wenn der Rest der Welt Hunger leidet. Aus seinem Gebaren schloss ich, er müsse wohl wissen, dass mir Sambesi-Buschmänner ebenso verhasst waren wie Frauen und Kinder. Ich steckte mir den Rest des Gebäckstücks in die Tasche. Damit gab er sich noch nicht zufrieden. Blätterteig in der Jackentasche war genau genommen immer noch Speise in diesen Räumlichkeiten. Ich stopfte mir das Gebäck langsam in den Mund. Wir standen da und musterten einander – ein weißer Sambesi-Buschmann und ein aus Cheshire gebürtiger, in London wohnhafter misogyner und pädophober Autor von Böchern, Büchen, Buichern, nur eben nicht Büchern – und warteten, dass die Blätterteigtasche runtergerutscht war. Jeder Beobachter hätte davon ausgehen müssen, die Szene sei mit postkolonialen Implikationen behaftet. Nach einer letzten Schluckbewegung fragte ich ihn, ob es mir nunmehr gestattet sei, die Literaturabteilung in Augenschein zu nehmen. *Literatur*. Ich legte das Gewicht schwerer Ironie in die Aussprache dieses

Wortes. Er kehrte mir seinen Rücken zu und stapfte ans andere Ende des Ladens davon.

Was ich dann tat, so erklärte ich es den Beamten, die mich auf der New Street festnahmen, nur einen Steinwurf vom Oxfam-Buchladen entfernt, musste ich einfach tun. Was den Vorwurf des Stehlens betrifft, so hielt ich das einfach nicht für einen zutreffenden Ausdruck, wenn man bedenkt, dass ich der Autor jenes Buches war, das ich gestohlen haben sollte.

»Wie würden Sie es nennen, Sir?«, fragte mich der jüngere der beiden Polizisten.

Ich hätte ihm gern gesagt, dass dies nun schon mehr einer kritischen Diskussion ähnelte als alles, was in der Lesegruppe abgelaufen war, entschied mich dann aber, ihm seine Frage direkt zu beantworten. In Chipping Norton hatte ich schon Feinde genug.

»Befreiung«, sagte ich. »Ich würde sagen, dass ich mein Buch *befreit* habe.«

»Wovon genau befreit, Sir?« Diesmal war es der ältere der beiden Polizisten, der sich an mich wandte. Er hatte einen dieser Bäume aus Granit, wie man sie von der Bereitschaftspolizei oder Sheriffs in Louisiana kennt. Ich fragte mich, wozu man in Chipping Norton Bereitschaftspolizei oder Louisiana-Sheriffs brauchte.

Zusammengefasst sagte ich ihm ungefähr Folgendes:

Sehen Sie: Ich hege keinen Groll gegen Oxfam. Ebenso gehandelt hätte ich in dem höchst unwahrscheinlichen Falle, dass ich eines von meinen Büchern gebraucht in der Grabbelkiste eines Morrison-Supermarkts gefunden hätte. Das ist eine Sache des Prinzips. Auf meine Einkünfte hat es keinerlei spürbaren Einfluss, wo ich abgenutzt und eselsohrig auftauche. Aber es muss so etwas wie eine Solidarität der Gefallenen geben. Das Buch als Prestigeobjekt und Quell der Weisheit – »Das gute Buch für jedermann« und so weiter – stirbt aus. Der Versuch der Wiederbelebung ist höchstwahrscheinlich zwecklos, aber wenigstens lassen sich die Sterbesakramente mit einer gewissen Würde spenden. Es macht

einen Unterschied, wo und mit wem wir unsere Tage beschließen.
Herr Wachtmeister.

Bevor sie beschlossen, es sei ungefährlich (oder zumindest weniger lästig), mich wieder der Gesellschaft zu überantworten, durchblätterten sie – süffisant, wollte mir scheinen, aber in der Not darf man nicht wählerisch sein – die Seiten meines Buches. Es ist durchaus eine befremdliche Erfahrung, zu erleben, wie das eigene Buch von der Polizei in einem geschäftigen Cotswolds-Städtchen einer Schnelllektüre unterzogen wird, und dann auch noch Einkaufsbummler und eisschleckende Touristen stehen bleiben, um zu sehen, was für ein Verbrechen hier verübt worden ist. Ich hoffte, irgendwas würde einem der Bullen in die Augen springen und ihn zum Lachen oder, besser noch, zum Weinen bringen. Aber der Titel war das, was sie am meisten interessierte. *Wer schert sich einen feuchten Affen?*

Der jüngere Beamte hatte den Ausdruck noch nie gehört. »Das ist die Kurzform von ›Wer schert sich einen feuchten Affenschüss drum«, erklärte ich ihm. Ich hatte schon viel eingeübt und büßte mit jeder Stunde mehr ein, aber wenigstens hatte ich noch nicht die ungehobelte nördliche Aussprache anstößiger Wörter eingeübt, auch wenn Cheshire nicht wirklich Lancashire war.

»Nun denn«, sagte er.

Aber er wolle mich noch etwas fragen, wo ich doch sagte, ich sei Schriftsteller – *wo ich doch sagte, ich sei Schriftsteller*: Er ließ das wie eine Behauptung klingen, die er sogleich überprüfen würde, wenn er wieder auf der Wache war – und wo ich offenbar etwas von Affen verstand. Für wie wahrscheinlich hielt ich es wohl, dass ein Affe mit genügend Zeit und einem guten Computer am Ende *Hamlet* schreiben könne?

»Ich glaube, man kann kein Kunstwerk schaffen, ohne den festen Vorsatz dazu zu haben«, erläuterte ich ihm. »Ganz gleich wie viel Zeit man dafür hat.«

Er kratzte sich am Kinn. »Heißt das ja oder nein?«

»Na ja, letzten Endes«, sagte ich, »hängt es, wie ich vermute, vom Affen ab. Wenn Sie einen auftreiben können mit der Zivilcourage, der Intelligenz, der Fantasie und dem Ohr eines Shakespeare, wer weiß. Aber andererseits, wenn es einen solchen Affen geben sollte, warum sollte er etwas schreiben wollen, was schon geschrieben ist?«

Ich behielt für mich, dass meines Erachtens die interessantere Frage war, ob hinreichend viele Affen mit ausreichend Zeit am Ende den *Hamlet* »lesen« könnten. Aber andererseits war ich ja auch ein verbitterter Schriftsteller, der gerade ein Fiasko erlebt hatte.

Unterdes drehte der Louisiana-Sheriff das Beweisstück hin und her, als sei er ein auf seltene Exemplare spezialisierter Antiquar, der ein Angebot machen wollte. Er schlug *Wer schert sich einen feuchten Affen?* auf der Widmungsseite auf.

Der Schönsten im ganzen Land:
meiner geliebten Frau und Schwiegermutter

»Das ist aber ganz schön heftig, was?« sagte er.

»Was meinen Sie?«

»Zu schreiben, dass Sie Ihre Schwiegermutter lieben.«

Ich blinzelte über seine Schulter hinweg nach meiner Widmung. Es war schon ein paar Jahre her, dass mir die eingefallen war. Man vergisst seine Widmungen. Mit der Zeit vergisst man sogar diejenigen, denen man die Bücher gewidmet hat. »Nein«, sagte ich, »meine Frau ist diejenige, die geliebt wird. Meiner geliebten Frau, *und* meiner Schwiegermutter. Das Adjektiv bezieht sich lediglich auf die erste der beiden Frauen.«

»Hätten Sie in dem Fall nicht ein Komma vor das *und* setzen sollen?«

Er stach mit dem Finger auf die Seite ein und zeigte mir die Stelle, wo seiner Meinung nach das Komma hingehört hätte.

Oxford hatte, wie ich mich erinnerte, seine eigenen Regeln, wo Kommas hingehörten. »Das Oxford-Komma« war innerhalb

der Universität lange eine heftig umstrittene Angelegenheit gewesen, aber ich hätte kaum vermutet, dass sich auch die Polizeitruppe über diese Frage erhitzen konnte. Zweifellos hatte Oxford auch seine eigenen Regeln, was die Doppelung von Beifügungen betraf. Gab es nicht einen Fachausdruck für die rhetorische Figur, die ich versehentlich – vorausgesetzt, es war in der Tat ein Versehen – angewandt hatte? Etwas in der Art von Zeugma, aber nicht direkt Zeugma. Vielleicht wusste es der Polizist.

»Sagen Sie«, sagte ich, »darf ich Ihnen, da Sie ein ungewöhnlich anspruchsvoller Leser zu sein scheinen, mein Buch zum Geschenk machen?«

»Ganz gewiss dürfen Sie das nicht«, wies er mich zurecht. »Ich würde mich nicht nur der Bestechlichkeit schuldig machen, sondern auch der Hehlerei.«

Unter den gegebenen Umständen schätzte ich mich glücklich, mit einer Verwarnung davongekommen zu sein. Das waren keine kleinen Verfehlungen: ein Buch zu stehlen, ein Komma wegzulassen und darauf zu sinnen, mich an der Mutter meiner Frau zu vergreifen.

2

V & P

Zwischen ihnen hatte es nie ein Komma gegeben, das war von Anfang an das Problem gewesen.

Vanessa kam eines lichtlosen Dienstagnachmittags im Februar in den von mir geführten Laden stolziert, als meine Angestellten schon nach Hause gegangen waren – klipperdiklapp die kalte Steintreppe des umgebauten georgianischen Stadthauses herauf, das das Wilhelmina's war –, und wollte wissen, ob ich vielleicht ihre Mutter gesehen hätte. Ich bat sie, ihre Mutter zu beschreiben. »Groß« – sie formte ihre Arme zu einer Art Laubengang. »Schlank« – sie beschrieb, was wie zwei Fallrohre an einem Gebäude aussah –, »aber gleichzeitig hochbusig« – sie ließ den Blick auf ihre eigene Brust sinken, als überraschte sie, was sie dort sah. »Ungestüm« – sie schüttelte eine imaginäre Obstplantage. »Rote Haare, wie meine.«

Ich kratzte mich am Kopf. »Ich glaube nicht«, sagte ich. »Können Sie ihr Äußeres noch etwas genauer beschreiben?«

Woraufhin sie – wenn man vom Teufel spricht – auf der Bildfläche erschien, klipperdiklapp die Steintreppe herauf, so groß wie ein Laubengang, so schlank wie ein Fallrohr, aber gleichzeitig hochbusig, und so ungestüm wie eine Apfelplantage im Wirbelsturm.

Und rote Haare, wofür ich zufällig eine Schwäche habe. Rote Haare, zu einer fast psychedelischen Krause auffrisiert, beinahe komisch, so als wisse sie – als wüssten sie alle beide –, dass man sich bei so viel Schönheit jede erdenkliche Freiheit mit seinem Äußeren erlauben konnte.

Zwei brennende Büsche, zwei Königinnen der Music Hall, mit Lippenstift, der das Rot der Haare wieder aufnahm.

Ein Wort zu dem Laden, den ich da führte. Das Wilhelmina's war die eleganteste Frauenboutique in Wilmslow, einem brummend wohlhabenden Städtchen wenige Meilen östlich von Chester, in dem sich komatöse Blaublüter mit Neureichen ohne Geschmack mischten. Nicht nur war es die eleganteste, modischste und teuerste Boutique in Wilmslow, sondern es war auch die eleganteste, modischste und teuerste Boutique in ganz Cheshire. Schöne Frauen aus ganz Nordengland, die in Manchester oder Leeds nichts fanden, das ihnen gerecht würde, von Chester einmal ganz abgesehen, ließen sich in null Komma nichts von Kopf bis Fuß von uns ausstaffieren. Ich sage »uns«, weil das Wilhelmina's ein Familienunternehmen war. Meine Mutter hatte es gegründet und dann im Zuge dessen, was sie großspurig ihren Ruhestand nannte, mir anvertraut, während mein jüngerer und dafür sehr viel geeigneterer Bruder in einer örtlichen Berufsschule dafür ausgebildet wurde, es später dauerhaft zu übernehmen. Ich war der Traamtänzer der Familie. Ich konnte mit Wörtern umgehen. Ich las Bücher. Was hieß, dass man mir nicht trauen konnte. Bücher lenkten mich nur ab, sie waren eine Krankheit, ein Hindernis für jedes gesunde Leben. Ich hätte einen Behindertenaufkleber für mein Auto beantragen können, die Erlaubnis, überall in Cheshire zu parken, so arbeitsunfähig hatten die Bücher und die Wörter mich werden lassen. Tatsächlich gab ich mich gerade mit Wörtern ab, ignorierte die Kundschaft und las Henry Miller, der zu jener Zeit mein Lieblingschriftsteller war, als Vanessa, gefolgt von ihrer Mutter, ohne Komma dazwischen, meine Stufen heraufgeklappert kam. Es war, als wären Figuren aus *Sexus* und *Nexus* plötzlich zum Leben erwacht, wie die Spielzeugfiguren in der *Nussknacker-Suite*, und das mitten im Verkaufsraum des Wilhelmina's.

Man könnte sagen, dass ich anfänglich mehr von der Mutter als von der Tochter zu sehen bekam, da sie zweimal vor meinen

Augen erschien, zuerst in Worten, dann in Person. Und Worte wirken stärker auf mich als Personen. Aber auch Vanessa hatte Eindruck gemacht. Groß, schlank, ungestüm, ja sogar extravaganant, aber auch wütend über irgendetwas – nicht unwahrscheinlich, dass ihre Wut davon herrührte, eine so attraktive Mutter zu haben – und zwar nicht nur nebenbei ein bisschen wütend, sondern eher so, als sei etwas an ihrer Haltung überspannt, zu straff und stramm, auf eine Weise in vibrierende Schwingung geraten, die mich an die Beschreibung der Takelage eines Schoners erinnerte, wie ich sie bei Joseph Conrad gelesen hatte, dessen erstes Kommando besagter Schoner gewesen war. Eine dieser Beschreibungen, die einem den Wunsch eingeben, selbst Schriftsteller zu sein (aber noch nicht erklären, warum man ein Schriftsteller wie Henry Miller sein will). Das Zittern des Schiffes, so verstand ich es, war in Wirklichkeit dasjenige des jungen Kommandanten. Womöglich galt das dann auch für Vanessa und mich. Ihr Anblick brachte mich zum Zittern. Mein erstes Kommando. Ich korrigiere: *ihr* erstes Kommando. Dabei habe ich gar keine Wut von mir auf sie übertragen. Es war ganz und gar die ihrige, ein fester Bestandteil ihres Wesens, als müsse sie wüten, so wie eine Sonnenblume ihren Kopf drehen muss. Außerdem gab es in jenem speziellen Augenblick gar nichts, worüber ich hätte wütend sein können. Ich fand mich in der alleinigen Verfügungsgewalt über ein Ladengeschäft, das erleuchtet wurde – nicht weniger, als wenn jemand Fackeln entfacht hätte – durch die rotlodernde Gegenwart Vanessas und ihrer Mutter.

Bis zum heutigen Tag kann ich mich an alles erinnern, was Vanessa damals trug – die hohen schwarzen Lackschuhe, sparsam geschnitten, sodass man Fußrücken und Fußwölbung sehen konnte; den papierdünnen Ledermantel, der so fest gegürtet war, dass er schaffte, was ich zuvor nur bei einem Bleistiftrock für möglich gehalten hatte, nämlich einen starren Punkt der Anspannung aus ihrem Hintern zu machen, ein bebendes Etwas, als würde hier irgendeinem Gesetz der Schwerkraft oder des Schwellens

getrotzt; das V ihres Pelzkragens, der Vagina einer Riesin gleich; und ein wenig aus ihrem roten Haar nach hinten geschoben ein Schiwago-Hut – Anna Karenina war diejenige, die ich sah (wer sonst noch?) –, der Luftzug von unserem Heizlüfter striegelte dessen feine Pelzhärchen, als sei ein russischer Bär aus kalten Winden zu uns hereingestapft gekommen.

Sie war nicht teuer gekleidet, jedenfalls nicht nach den Maßstäben des Wilhelmina's. Es waren alles Kleidungsstücke aus dem oberen Segment dessen, was man von der Stange kaufen kann, aber eben trotzdem von der Stange. Drum muss man es mir schon nachsehen, dass ich mir vorstellte, wie sie ausgesehen hätte, hätten *wir* sie eingekleidet.

Zandra Rhodes – da hätte ich sie reingesteckt. Sie hatte die Figur und das entsprechende Kinn. Und konnte es mit den buntesten Farben aufnehmen. Und mit den kühnsten Spielereien. Aber sie wollte dergleichen partout nicht in Betracht ziehen, nicht einmal, als sie meine Frau geworden war und vollkommen gratis in den Genuss meines Sachverstands in Sachen Mode gekommen wäre, denn sie zog meine Vorschläge überhaupt nie in Betracht.

Und Poppy, ihre Mutter – nun, sie war ganz genauso angezogen. Sie präsentierten sich der Welt als Schwestern. Außer dass da, wo der Saum von Vanessas Mantel womöglich um eine Spur zu lang war, der von Poppy ganz entschieden *mehr* als eine Spur zu kurz war. Freilich hatte sie eine Weile in Amerika gelebt, und amerikanischen Frauen war schon damals wie noch heute einfach nicht zu helfen, wenn es um die Saumlänge geht. Wie alt muss sie gewesen sein, als sie das erste Mal beim Wilhelmina's hereingeschneit kam? Fünf- oder sechszwanzig. Woraus folgt, dass sie zu der Zeit, als die Polizei mich in Chipping Norton festnahm und sogleich zielsicher erspürte, ihr war mit dem Dieb auch ein Perverser in die Fänge geraten, Mitte sechzig war. Ein wunderbares Alter für eine Frau, die auf sich geachtet hat.

Zurück nach Wilmslow – sie schloss hinter sich die Ladentür und schaute sich um.

»Ah, da ist sie ja, *ma mère*«, rief Vanessa aus, als müsse man mir nach ihrer Beschreibung noch sagen, wer das war.

Sie küssten sich. Wie Reiher im Park. Eine von beiden lachte kurz auf. Ich hätte nicht sagen können, welche das war. Vielleicht brachten sie auch gemeinsam ein Lachen hervor. Und Folgendes darf man nicht außer Acht lassen, wenn man mein Betragen nach Recht und Unrecht bemessen will: wie hätte ich es verhindern können, mich in Tochter und Mutter gleichermaßen zu verlieben, wo sie doch in so unauflöslicher Verbundenheit auftraten?

»Na, jedenfalls ist gewiss keinerlei Zweifel möglich, wer Sie sind«, sagte Poppy zu mir, sobald sie es geschafft hatte, sich von ihrer Tochter unterscheidbar zu machen.

Ich hob eine Augenbraue. »Sollte es denn einen geben?«

»Sie heben sogar die Augenbrauen, wie sie es tut.«

»Wie wer es tut?«

Vanessa blies vor lauter Ungeduld die Luft aus ihren Backen. Länger konnte sie die Fortsetzung des verwirrten Wortwechsels offenbar nicht ertragen. »Meine Mutter kennt Ihre Mutter«, sagte sie. Womit sie meinte: Könnten wir jetzt endlich mit dem Rest unseres Lebens weitermachen?

»Aha«, sagte ich. »Und?«

»Und was?« Man frage mich bitte nicht, wer von beiden das fragte.

»Nein, ich meine – kennt Ihre Mutter – Entschuldigung ...«, ich wandte mich von der Tochter ab – »kennen *Sie* sie gut?«

In diesem Augenblick kam eine Kundin aus der Ankleidekabine, die den Saum hochgesteckt haben wollte. Wie lange war sie da schon drin gewesen? Den ganzen Tag? Die ganze Woche? Das war zu viel für Vanessa, die, nachdem sie ganze drei Minuten in dem Laden gewesen war, das Gefühl hatte, ihr halbes Leben dort verbracht zu haben. »Wenn wir jetzt erst mal Tee trinken gehen und dann zurückkommen, ist Ihre Mutter dann vielleicht da?«, wollte sie wissen.

»Nein. Meine Mutter ist im Urlaub.« Ich schaute auf die Uhr.
»Wahrscheinlich jetzt gerade auf dem Nil unterwegs.«

Poppy zog ein enttäuschtes Gesicht. »Ich hab dir doch gesagt«, sagte sie zu ihrer Tochter, »dass wir vorher hätten anrufen sollen.«

»Nein, ich hab's dir gesagt.«

»Nein, Liebling, *ich* hab's dir gesagt.«

Vanessa zuckte die Schultern. »Mütter!«

»Tut mir leid«, sagte ich und schaute von der einen zur anderen. »Sind Sie von weit her gekommen, sie zu sehen?«

»Knutsford.«

Ich zeigte mich überrascht. Knutsford war nur eine kurze Wegstrecke entfernt. Angesichts ihrer Aufregung hatte ich erwartet, sie würden Delhi sagen. Vanessa missdeutete meine Überraschtheit als Ärger. Wütende Frauen tun dergleichen. Sie glauben, jeder sei auf dieselbe Temperatur hochgekocht wie sie. »Wir sind neu in der Gegend«, sagte sie. »Wir haben uns an die Entfernungen noch nicht gewöhnt.«

Knutsford ist natürlich die Kleinstadt, in der Mrs Gaskell, eine einmalige Bewohnerin der Gegend, ihren Roman *Cranford* angesiedelt hat. Und das hier hörte sich an wie eine Szene aus *Cranford*. »Wir sind neu in der Gegend.« *Stell dir nur die Unruhe in jedermanns Herzen vor, geneigter Leser, als die neuen Einwohner am ersten Sonntag nach Ostern den Gemeindegliedern vorgestellt wurden ...*

Was nichts war im Vergleich mit der Unruhe im meinigen. Neu in der Gegend, so? Nun, in dem Fall brauchten sie jemanden, der alt in der Gegend war, damit sie sich hier wohlfühlen konnten.

Wie es kam, dass Poppy meine Mutter kannte, die beträchtlich älter war als sie, fand ich später heraus. Nicht dass ich da von Neugier getrieben worden wäre. Wie die Leute sich kennenlernen, das ist ein rein äußerliches Handlungsdetail, ungefähr vom selben Kaliber wie die Beweggründe des Butlers. Hatte irgendwas mit einer älteren Schwester (von Poppy) zu tun, die unter tragischen Umständen zu Tode gekommen war – Verkehrsunfall, Krebs, Hirntumor – irgendwas in der Art. Irgendwie hing es damit

zusammen, dass meine Mutter mit ihr, der älteren Schwester, zur Schule gegangen war. Wen scherte das? Poppy, frisch nach Cheshire zurückgekehrt, wollte die Verbindung um ihrer Schwester willen wieder aufnehmen, das war alles.

Mills & Boon.

»Klasse Laden«, sagte sie und schaute sich zum ersten Mal um. »In einem solchen Laden könnte ein Mädchen glatt in Schwierigkeiten kommen.«

Mädchen?

HarperCollins.

»Danke«, sagte ich. »Die Klasse kommt vom Geschmack meiner Mutter. Sie ist nur noch selten hier. Ich behalte den Laden für sie im Auge.«

Ich versuchte, mich unbekümmert zu geben. Leute, die sich für Schriftsteller halten, wollen nicht glauben, dass irgendein anderer Beruf von Interesse sein könnte. Erst wenn man sie davon in Kenntnis gesetzt haben würde, dass ich abends nach Hause ging und Sätze auf einen linierten Schreibblock kritzelte, würden Vanessa und Poppy mich näher kennenlernen wollen. Was das Betreiben des Ladens anging – ach mein Gott, das machte ich mit links, aufs Geratewohl und ohne groß hinzusehen. Aber ich konnte nicht ohne Umschweife damit herausrücken und sagen, ich sei Romanschriftsteller, weil dann zumindest eine oder sehr wahrscheinlich alle beide zusammen sagen würden: »Sollten wir irgendwas kennen, was Sie geschrieben haben?«, und ich wollte mich nicht antworten hören, Romanschriftsteller sei ich nicht in dem vulgären Sinne, dass ich tatsächlich einen Roman fertiggestellt habe.

Selbst wenn ich meine damalige Naivität berücksichtige, ist das ein Maßstab dafür, wie sehr sich die Dinge in den zwanzig Jahren verändert haben. Damals war es, ganz gleich ob es nun auf einer realistischen Einschätzung gründete oder nicht, durchaus möglich, zu glauben, das Dasein als Schriftsteller sei ein glamouröser Beruf, und es könne einem passieren, dass zwei schöne

Frauen in absehbarer Zeit noch einmal von Knutsford herüberkämen, um die Bekanntschaft mit einem Manne zu vertiefen, in dessen Kopf Wörter herumhüpften wie bei den Ballets Russes. Heutzutage muss man sich dafür entschuldigen, wenn man ein Buch gelesen hat, ganz zu schweigen davon, wenn man eins geschrieben hat. Kochkunst und Mode haben die Literatur weit hinter sich gelassen. »Ich verkaufe Anzüge von Marc Jacobs in Wilmslow«, würde ich heute sagen, wenn ich eine Frau beeindruckten wollte, »und wenn ich gerade mal nicht damit beschäftigt bin, dann springe ich als Gelegenheitskoch in Baslow Hall ein. Diese Romanscheiße ist einfach bloß etwas, womit ich ein bisschen Zeit totschiere.«

Hätte ich damals gewusst, was ich heute weiß, so hätte ich meine Bücher verbrannt, mich für Balenciaga ins Zeug gelegt und auf Teufel komm raus an dem Laden festgehalten, statt ihn an meinen jüngeren Bruder fallen zu lassen, der seit dem Tag, da er ihn in die Hände bekam, das Leben eines Casanova führt.

3

Ich Beagle

Vanessa und Poppy jedenfalls war mein erster Roman gewidmet. Er gehörte ihnen. Meiner geliebten Vanessa Komma, und Poppy.

Oder vergessen wir das Komma.

Als ein auf elegante Weise ruchloser Roman, erzählt aus der Perspektive einer jungen und idealistischen Tiefpflegerin im Zoo – daher das anhaltende Interesse daran in weiblichen Lesegruppen, wo man darin weniger fand, mit dem man sich nicht identifizieren konnte, als in meinen späteren Werken –, erregte *Wer schert sich einen feuchten Affen?* einiges Aufsehen, als er zum ersten Mal veröffentlicht wurde, dreizehn Jahre, bevor er seinen Weg in die Oxfam-Regale gefunden hatte. Mit dem Titel setzte ich, wie mir gleich hätte aufgehen müssen und wie mir mein Verleger zur Warnung hätte sagen müssen – aber vielleicht sann er da schon über seinen Selbstmord nach –, mein Glück allzu verwegen aufs Spiel. Wer schert sich einen feuchten Affenschiss drum? – »Ich nicht!«, fühlte sich mancher scharfzüngige Rezensent zu sagen geneigt. Und einer sagte es tatsächlich. Eugene Bawstone, der Literaturredakteur einer dieser Londoner Umsonstzeitungen, die niemand umsonst haben wollte. Da er aber denselben freudlosen Witz schon in einer Rezension einer Neuinszenierung von Albees *Wer hat Angst vor Virginia Woolf?* gerissen hatte und zweifellos genau dasselbe auch König Lear antwortete, als der fragte: »Wer ist's, der mir sagen kann, wer ich bin?«, und da, was weitaus wichtiger ist, ihn ohnehin niemand gelesen hatte, gelang es seinem *jeu d'ennui* nicht, den bescheidenen Erfolgzug des Romans aufzuhalten.

Ich verfügte über Insiderkenntnisse aus dem Zoo, weil ich ein Weilchen – vor V&P (ich sollte alles nach ihrem Erscheinen auf der Bildfläche datieren: VZVP heißt dann Vor dem Zeitalter von Vanessa und Poppy) – mit einer Frau zusammen war, die im Schimpansenaufzuchtzentrum des Zoos von Chester arbeitete, dem Heim einer der größten Kolonien von Schimpansen in Europa. Als Spross Wilmslows und des Wilhelmina's, erzogen im festen Glauben, Frauen stellten die Zivilisation in reinsten und edelster Vollendung dar, trieb mich der Gedanke an den ungezähmten Dschungel direkt vor unserer Haustür schier in den Wahnsinn. Da war ich nun und band hübsche Schleifchen um Schachteln, die die allerfiligransten, die federleichtesten Stoffe bargen, und gleichzeitig ritten nur ein Stück die Straße runter Affen aller Art einander mit einer Hemmungslosigkeit, die den bloßen Gedanken an Kleidung ad absurdum führte, von Haute Couture ganz zu schweigen. Push-up-Rüschen-BH-Kleider von Prada! Versaces Metallkleider in Chartreusegrün mit Schlitz bis zur Hüfte! Straps Gürtel von La Perla! War das nicht albern?

Mishnah Grunewald war die Tochter eines orthodoxen Rabbi, sehr den Tränen und ebenso dem Mystizismus zugeneigt, deren Familie gerade noch rechtzeitig aus Polen hatte fliehen können. Dass sie sich den Schimpansen zugewandt hatte, war ein Akt der Auflehnung gegen die Erzählungen von der Verfolgung, mit denen ihre Verwandten sie verfolgt hatten. »Ich habe die Herde nicht verlassen, ich brauche einfach nur Raum, um Fragen zu stellen«, erklärte sie mir. »Und nichts stellt das Judentum so gründlich infrage wie Affen.«

»Nicht einmal Schweine?«

Sie funkelte mich böse an. »Schweine, Schweine, Schweine! Das Einzige, was alle über Juden zu wissen glauben – dass sie keine Schweine mögen. Wenigstens du, Guy *Ableman*, solltest es besser wissen.«

»Ich?«

Ich verleugnete die Tatsache, dass ich Jude war, ebenso wenig wie sie. Die ganze Geschichte hatte für mich einfach nie zur Debatte gestanden. Ebenso wenig wie für meine Eltern. Juden? Waren wir Juden? Klar, aber erinnern wir uns doch mal kurz daran, was ein Jude ist, wenn er es sich zu Hause ganz bequem gemacht hat.

Hier ist der Beweis, dass es sich bei mir nicht um ein echtes Exemplar handelte. Ein echter entflammter apokalyptischer Jude, der in jeder wachen Stunde über sein Judentum nachdenkt und sogar in den meisten Stunden, die er nicht wach ist, hätte niemals der Versuchung widerstehen können, diesen Satz mit einem bitteren Witz über die Entwurzelung zu beenden. »Was also ist ein Jude, wenn er es sich zu Hause bequem gemacht hat – *wo auch immer sein Zuhause ist?*« Ich wusste aber, wo mein Zuhause war. Zu Hause war Wilmslow. Wir saßen da schon seit Jahrhunderten. Wer an meinen Worten zweifelt, möge nur mal die Ablemans von Wilmslow im Domesday Book nachschlagen. Da findet man sie nämlich – meine Urururururgroßeltern: Leofrick und Cristiana Ableman. Lieferanten der königlichen Leibgarde.

Mishnah bedachte mich mit einem »Von-mir-aus«-Lächeln, obwohl »von mir aus« damals noch nicht in allgemeinem Gebrauch war. Ich war schon zuvor auf diese Weise angelächelt worden – von den Felsenstein-Zwillingen und Michael Ezra, Jungens, mit denen ich es auf der Schule im Fußball und im Metallwerken verbockt hatte. Das zusammenschweißende *Wir-stecken-alle-zusammen-in-dieser-alten-Scheiße*-Lächeln, ich mochte es leugnen, soviel ich wollte. Sie hatten mich sogar Jungatsch genannt, was mir als einem Jungen, dem es an Zuneigung fehlte – nur Wörter liebten mich –, nichts ausgemacht hatte. Michael Ezra, der machte mir etwas aus, aber das war später, und aus anderen Gründen.

Mishnah Grunewald mit ihren Purpuraugen und einem Haarschopf, der einer Ziegenherde glich – geradewegs aus dem Heiligen Lande schien sie zu kommen, nicht die geringste Spur

hatte der lange Aufenthalt ihrer Familie in Osteuropa an ihr hinterlassen, wohingegen ich blass wie ein Zinnbecher war, vom selben ausgewaschenen Farbton wie die Polacken, die ihre Familie jahrhundertlang gequält hatten, womit um Himmels willen nicht gesagt sein soll, dass es sich bei mir auch nur ansatzweise um einen gegen Juden hetzenden Polacken handelte – Mishnah Grunewald roch nach den Tieren, deren Vertraute sie geworden war, einem Odium unentwegter Brünftigkeit, das mich stets in ein wildes Tier verwandelte, sobald ich in Schnüffeldistanz zu ihr geriet. »Du bist ja schlimmer als Beagle«, sagte sie immer zu mir, wobei Beagle das Leitmännchen im Aufzuchtzentrum war. Ich stellte ihn mir mit einem rotglühenden Penis vor, an dem er unablässig herum machte, so ziemlich wie ich selbst. Wiewohl sie stets recht nüchtern von ihrer Arbeit sprach, brauchte Mishnah nur irgendein nebensächliches Detail ihres Alltags im Zoo zu erwähnen, beispielsweise dass sie einmal den Tigern im Käfig zur Hand gegangen war und geholfen hatte, die Wildkatzen zu masturbieren, und schon verlor ich schier den Verstand. Was sollte das, dass sie Wildkatzen masturbierte? Das war einfach nur eine Maßnahme, um Unruhe im Zoo zu vermeiden. Ganz ehrlich? Ganz ehrlich. Tiger? Ja, Tiger. Wie fühlte sie sich dabei? Nützlich. Wie fühlten die Tiger sich dabei? Da musst du sie schon selbst fragen. Und Beagle – hatte sie jemals Beagle masturbiert? Das wollte ich wissen, während ich ihr an die Wäsche ging. Ich stellte ihn mir vor, wie er ihr in die Hohelied-gepriesenen Augen schaute, mit offener Kinnlade, ein Schimpanse, der liebestrunken in eine der Töchter Kanaans verschossen war, genau wie ich. Die Antwort lautete Nein. Bei Affen machte man dergleichen nicht. Sie waren zu gefährlich. Wohingegen Tiger davon ganz benebelt wurden. »Und was bin ich dann«, fragte ich sie, »Affe oder Tiger?« Am Ende bestand ich drauf, dass sie mich während des Liebesakts Beagle nannte, damit Verwechslungen ausgeschlossen waren.

Wer schert sich einen feuchten Affen? war nur dem ersten Anschein nach Mishnahs Geschichte. Das wahre Thema des

Buches war – nein, nicht die feine Grenzlinie, die Tier und Mensch trennt, nichts dergleichen Banales – sondern die von den Tieren unerreichte Unmenschlichkeit und selbstzerstörerische Treulosigkeit der Menschen. Die Affen kannten durchaus Wut und Bosheit und Langeweile, aber ihnen ging der Zynismus der Menschen ab. Sosehr sie auch von unterschiedsloser Lust getrieben sein mochten, nahmen sie ihre Affenehre doch sehr ernst, hatten einen Begriff davon, was die Zugehörigkeit zu ihrer Gattung mit sich brachte, wechselten nicht beständig die Seiten, wie es die Menschen tun, und kümmerten sich um einander. Sie ließen sogar Anzeichen einer schützenden Liebe für Mishnah erkennen, dergleichen ihr, wie sie mir versicherte, unter den Angehörigen ihrer eigenen Gattung noch nie begegnet war. »Und was ist mit mir?«, fragte ich. Sie lachte. »Du bist animalischer als jedes Tier bei uns im Zoo«, sagte sie. Das war der netteste Ausdruck, mit dem mich je eine Frau belegt hat. Nicht Zoo, meine ich, auch wenn ich den zusätzlichen Vokal liebte, den sie dem Wort anhängte – Zooo, nicht Zo oder Zoh –, sondern animalisch. Guy Animal. Animal Guy. Der Kunst zuliebe aber habe ich den Ausdruck gegen mich selbst gewendet. *Wer schert sich einen feuchten Affen?* erzählte von hemmungslosem Egoismus und moralischem Verfall in der Welt der Menschen. Wenn Mishnah die Heldin war, war ich der Bösewicht – ein Mann, der von sinnentleertem Ehrgeiz und einem rotglühenden Penis getrieben wurde und auf Geheiß dieser Triebe blind in jenen Zoo hineinstolperte, den die Theologen Hölle nennen.

Oder war das unfair, den Zoos gegenüber? Machte die unterschiedslose Lust der darin Eingesperrten die Zoos nicht vielmehr zum Paradies? Dies war für mich der springende Punkt: Die Schimpansen gingen nicht *trotz* ihrer Lüsternheit freundlicher miteinander um, sondern *wegen* ihrer Lüsternheit.

Ich war keineswegs ein Verfechter von hemmungslosem Sex. Ich verkuppelte Wörter, nicht Körper. Aber ich besann mich drauf, was der Roman dem Sex verdankt, dass Sex ein wesent-

licher Bestandteil des Romans ist, dass die Prosa die Lyrik übertrumpft, weil sie unsere niederen Instinkte feiert, nicht die höheren, nur dass mein springender Punkt war, dass unsere niederen Instinkte unsere höheren Instinkte *sind*.

»Gerald Durrell meets Lawrence Durrell«, formulierte der *Manchester Evening Chronicle* in stillem Enthusiasmus. *Cheshire Life* brachte sein Lob weniger verklausuliert auf den Punkt – »Endlich hat Wilmslow seinen eigenen Marquis de Sade.« Solche öffentlichen Lobesworte sind unbezahlbar. Ich wurde sogar eingeladen, die jährliche Lesung im Zoo von Chester zu halten, bis der leitende Tierpfleger das Buch las und herausfand, dass es in der Schlusszene zu einem Mensch-auf-Affe-Kuddelmuddel im Schimpansengehege kommt.

Mishnah Grunewald, mit der ich schon seit Jahren nicht mehr zusammen war und an die ich mich ehrlich gesagt kaum noch erinnerte, wo ich nun Vanessa und Poppy pausenlos vor Augen hatte, schrieb mir, sie fühle sich hintergangen. Wenn sie gewusst hätte, dass ich vorhatte, ihren Beruf für eine geschmacklose unzüchtige Komödie auszuschlachten, so hätte sie mich niemals ins Vertrauen gezogen, und schon gar nicht ins Bett.

Ganz besonders geärgert hatte sie das Motto, das ich aus ein paar hingeworfenen Sätzen von Charles Bukowski zusammengeschnitten hatte – »Ich aß Fleisch. Ich hatte keinen Gott. Ich fickte gern. Die Natur interessierte mich nicht. Ich ging nie wählen. Mir gefielen Kriege. Geschichte langweilte mich. Zoos langweilten mich.«

»Wie konntest du solche Sachen über mich schreiben?«, wollte sie wissen.

Ich schrieb ihr zurück und versuchte, zu erklären, dass das alles nichts mit ihr zu tun habe. Die Formulierungen seien keiner lebenden Person zuzurechnen. Wenn sie überhaupt die Sichtweise eines bestimmten Wesens wiedergaben, dann die Sichtweise des Schimpansen, Beagle. Und wenn *der* nicht sagen durfte, Zoos langweilten ihn, wer denn dann?

Sie aber hatte kein Gefühl für literarische Prosa. Wer hat das heutzutage schon? Sie bezog das »ich« des Romans auf sich und nahm deswegen an, jeder zum Ausdruck gebrachte Gedanke solle von ihr stammen. »Du wenigstens solltest doch wohl wissen, dass Zoos mich nicht langweilen«, schrieb sie. »Das ist das, was wirklich wehtut.«

Ich vergrub mein Gesicht in ihrem Briefpapier. Von dem Affengeruch, der daran haftete, wurde ich schier verrückt vor Verlangen, obwohl ich inzwischen mit Vanessa verheiratet war. Auch Vanessa machte mich, obwohl sie nie auch nur in der Nähe eines Zoos gewesen war, schier verrückt vor Verlangen. Was ich an ihr riechen konnte, das war ihre Mutter.

Wer schert sich einen feuchten Affen? schaffte es auf die Shortlist eines kleinen Literaturpreises, der aus dem Nachlass eines Mühlenbetreibers aus Lancashire mit einem Hang zu Regionalliteratur und diskreter Pornografie vergeben wurde, und wurde außerdem vom Kulturredakteur der Nordenglandausgabe der *Obdachlosenzeitung* als Buch des Jahres ausgewählt. Selbst die *Obdachlosen*, so schien es, sahen etwas vom innersten Wesen ihrer Existenz in meinem Roman gespiegelt. Dann versank er in der literarischen Entsprechung ebendieser pissegetränkten Hauseingänge, in denen die *Obdachlosen* sich ihre Bettstatt aus Pappe richteten – dem schwarzen Loch, das Backlist heißt.

Während ich den Vorfall in Chipping Norton aufs Konto eines spontanen Anfalls von Kleptomanie schieben konnte, ausgelöst durch beruflichen Stress – meine eigene Blödheit, der Hybris zu erliegen, ich sei in der Lage, einen Lesekreis zu bezirzen, aber Stress ist Stress, ganz egal wer die Schuld dran trägt –, konnte ich doch nicht so tun, als würde ich mich nicht in anderer Hinsicht seltsam benehmen. Ich prökelte an meinen Fingernägeln herum, ich riss mir Haare aus dem Schnurrbart, ich pulte mir Haut von den Fingern. Wenn ein Papagei die papageiengemäße Entsprechung solchen Verhaltens an den Tag legt, so hatte Mishnah mir

erzählt, dann lautet die Diagnose auf Depression oder Demenz. Man öffnet dann den Käfig und lässt ihn seiner Wege fliegen; wiewohl er in diesem Stadium wahrscheinlich schon vergessen hat, was es mit der Freiheit auf sich hatte, die ihm fehlte.

Bei mir das Gleiche. Hätte irgendwer meinen Käfig geöffnet, ich hätte nicht gewusst, wohin ich fliegen sollte. Na, eigentlich doch: Ich wäre zur Mutter meiner Frau nach Hause geflogen. Aber sie war andererseits nicht mein Daseinszweck, sie war lediglich das, was mich darüber hinwegtrösten konnte, meinen Daseinszweck verloren zu haben.

Für Daseinszweck lese man Leser.

Ich war nicht der Einzige. Niemand hatte Leser. Aber jeder Schriftsteller nimmt den Verlust von Lesern persönlich. Es sind *deine* Leser, die verschwunden sind.

Wenn man keinen Adressaten mehr hat, macht man sich selbst zum Adressaten. Das war ein weiterer Punkt, in dem ich mich seltsam benahm: Ich sprach mit mir selbst, äußerte Worte, die für niemand Bestimmten gedacht waren, und merkte oftmals noch nicht einmal, dass ich das tat. Ich bewegte meine Lippen völlig ohne jede Wirkung und ganz gewiss nicht in der Hoffnung, ein Gespräch zu eröffnen, üblicherweise auf langen ziellosen Fußmärschen durch Notting Hill und den Hyde Park – denn im Überschwang meines frühen und illusorischen Erfolgs war ich Richtung Süden gezogen –, ohne die Welt um mich herum wahrzunehmen, außer wenn ich mich zufällig vor einer Buchhandlung wiederfand, in deren Schaufenster kein einziges meiner Bücher ausgelegt war. Von einem Schriftsteller, den man vor einer Buchhandlung, die seine Titel nicht führt, mit Lippenbewegungen vorfindet, nimmt man automatisch an, er stoße wohl Flüche und Verwünschungen aus oder sinne gar auf Brandstiftung, und ich wollte keineswegs, dass die Leute dächten, mit mir sei es schon so weit gekommen.

Ganz gleich wie es nach außen aussehen mochte, ich sprach nicht, ich schrieb. Mundschreiben, glaube ich, müsste man es

wohl nennen – das Durchprobieren des Klangs von Sätzen, wenn ich sie gerade nicht aufschreiben konnte. Das nennt man mit einem Buch schwanger gehen, aber das Besorgniserregende an der ganzen Sache war, dass das Buch, mit dem ich schwanger ging, sich um ein Buch drehte, mit dem ich schwanger ging über einen Schriftsteller, der sich mundschreibend mit seiner Besorgnis ums Mundschreiben beschäftigt. Und das ist der Punkt, an dem man weiß, dass man als Schriftsteller tief in der Scheiße steckt – wenn die Helden der eigenen Romane Romanschriftsteller sind, die sich darüber Sorgen machen, dass die Helden ihrer Romane Romanschriftsteller sind, die wissen, dass sie tief in der Scheiße stecken.

Man muss kein Psychiater sein, um zu wissen, dass einer, der seine eigenen Bücher stiehlt, eigentlich mit der eigenen Schwiegermutter schlafen will.

Helpt mir doch, irgendjemand, sagte ich damit.

4 Tod eines Verlegers

In meinem Winkel der Welt lief es gar nicht gut: nicht für mich, weil ich ein Schriftsteller war, mit dessen Figuren sich die Leser nicht identifizieren konnten, nicht für meine Frau, die sich weder mit meinen Figuren noch mit mir identifizieren konnte, nicht für Poppy Eisenhower, die Mutter meiner Frau, denn da bestand das Problem offen gesagt darin, dass wir uns die ganze Zeit *viel zu sehr* miteinander identifizieren konnten, nicht für meine örtliche Bibliothek, die schließen musste, nur eine Woche, nachdem ich im *London Evening Standard* einen pathetischen Artikel veröffentlicht hatte, in dem ich sie für ihre standfeste Weigerung lobte, einen Internetzugang anzubieten, und nicht für meinen Verleger Merton Flak, der unmittelbar im Anschluss an ein alkoholisiertes Mittagessen mit mir – ich war derjenige gewesen, der den Alkohol zu sich genommen hatte – in sein Büro zurückging und sich eine Kugel in den Mund jagte.

»Ich nehme an, du meinst, all das müsse etwas mit dir zu tun haben«, flüsterte die geheimnisvoll und wunderschön in schwarze Spitze gekleidete Vanessa auf der Beerdigung.

Ich zuckte unter Tränen die Schultern. Natürlich meinte ich, das habe etwas mit mir zu tun. Alles hatte meiner Meinung nach etwas mit mir zu tun. Ich war von Beruf das Ich einer Ich-erzählung. »Ich« war das erste Wort von *Wer schert sich einen feuchten Affen?* Und es war auch das letzte. »Und ich hab ja gesagt ja ich will ich« – einerlei dass es ein Affe war, oder vielleicht ein Affe hätte sein können, der das sagte. Und die Wahrheit ist, dass

man sich in das »Ich« einer anderen Person oder überhaupt eines anderen Wesens nicht hineinfantasieren kann, ohne sich selbst herbeizufantasieren.

Aber selbst wenn ich der letzte Autor war, mit dem Merton Flak zu Lebzeiten gesprochen hatte, bewies doch die Tatsache, dass er eine Pistole in seinem Aktenschrank liegen hatte, dass er schon vorher mit dem Gedanken gespielt haben muss, seinem Leben ein Ende zu setzen. Auch hielt ich mich keineswegs allein verantwortlich für die Krise im Verlagsgewerbe, die Entwertung des Buches als solchem, das Verschwinden des Wortes als Medium des Buches, Bibliotheksschließungen, Oxfam, Amazon, e-Books, iPads, Oprah, apps, das Literarische Quartett, Facebook, Formspring, Yelp, Drei-kaufen-zwei-zahlen, Graphic Novels, Kindle, Vampirismus – all die Dinge, von denen die Marketingchefin von Scylla & Charybdis Press in ihrer Trauerrede (nicht ohne Beschämung, schien mir, denn sie selbst war eingefleischte Yelperin und postete regelmäßig Blogbeiträge auf weRead) sagte, sie hätten dazu beigetragen, dass der bedauernswerte Merton schließlich einen so drastischen Schritt tat. Ein Opfer all dieser Dinge war ich selbst mindestens so sehr wie irgendwer sonst.

Zumindest metaphorisch hatten wir alle eine Pistole in unserem Aktenschrank liegen. Selbst jene Verleger, die immer noch Autoren hatten, selbst jene Autoren, die immer noch Leser hatten, wussten, dass das Spiel aus war. Mitten in was zu besseren Zeiten einmal angeregte (oder gar ordinäre) Unterhaltung gewesen war, lachten wir über Dinge, die nicht lustig waren – trockene, krebsverseuchte Salven, wie Krähengelächter –, und verfielen in brütendes Schweigen, wie um den Tod eines geliebten Menschen schon vorwegzunehmen. Wir hatten Steine in unserer Gallenblase, unsere Milz war gestaut, unsere Schlagadern waren verstopft. Einstmals hätten Kriege oder die Pest unseren Bestand dezimiert. Heutzutage, als Ungelesene, starben wir an Wortwundbrand. Unsere eigenen unentdeckt bleibenden Wörter brachten uns um.

Aber in der Katastrophe gibt es keine Solidarität. Wir scheuten Zusammenkünfte und Feierlichkeiten in Gesellschaft von unseresgleichen, weil wir Angst hatten, jemandem über den Weg zu laufen, der von unserem gemeinsamen Schicksal verschont geblieben war, oder jemandem, der aus unseren Reihen ausgeschert war, der einen Hauch guter Neuigkeiten eingeheimst oder einen Anflug von Interesse bei den Göttern von Film und Fernsehen erregt hatte, der womöglich von E. E. Freville entdeckt worden war, auch Eric der Entdecker genannt, einem Mann, der früher einmal für ein Glas billigen Weißwein jedem ein Loblied gesungen hätte, der aber, nachdem er bei der Entdeckerlotterie eine Reihe von Nobelpreisträgern in Folge getippt hatte («so fesselnd, dass man es nicht aus der Hand zu legen vermag»; »ich lachte, bis ich weinen musste, dann weinte ich, bis ich lachen musste«; »ein großer Wurf von der epischen Dimension eines wahrhaft großen Wurfs«), zu einer literarischen Persönlichkeit eigenen Rechts aufgestiegen war und dem man nun nachsagte, er lese die Bücher sogar, bevor er seine Entdeckungen proklamierte. Ich selbst wurde aufgrund der Tatsache, dass ich bei Amazon plötzlich allerlei außerordentlich wohlwollende, um nicht zu sagen groteske Bewertungen bekam – »Man kreuze Mrs Gaskell mit Apuleius, und heraus kommt Guy Ableman«, lautete eine der jüngsten –, von anderen Autoren zunehmend argwöhnisch beäugt. Was machte ich anders? Warum hatte ich Leser? Hatte ich ja gar nicht, ich hatte bloß Sterne bei Amazon. Um die Wahrheit zu sagen, auch wenn es mir niemand glauben wollte: Jedes Mal wenn eine neue und noch ausgefallenerere Bewertung erschien – »Ein *Spermafest* der Sprache! Mit seinem jüngsten Roman übertrifft Guy Ableman alle, die jemals eine Feder in die aufwühlende Tinte erotischer Freimütigkeit getaucht haben« –, berichtete mir der Verlag von sinkenden Verkaufszahlen.

»Seltsam«, hatte Merton eingeräumt, »aber es scheint fast so, als wollten die Leute nicht gesagt bekommen, was ihnen zu gefallen hat.«

»Du meinst, was erotische Freimütigkeit betrifft?«

Er wischte die Formulierung vom Tisch. »Ich meine, was überhaupt irgendwas betrifft.«

Da kam mir eine Idee. »Wenn das so ist, warum stellen wir dann nicht unsere eigenen Bewertungen bei Amazon ein mit dem Tenor, meine Bücher seien Bockmist?«

Davon wollte er gar nichts wissen. Die Leute wollten auch nicht gesagt bekommen, was ihnen *nicht* zu gefallen hatte. Und überhaupt, sich selbst bei Amazon runterzumachen in der Hoffnung, damit die Verkaufszahlen zu steigern, sei so unanständig, dass kein seriöser Autor diesen Makel jemals wieder loswürde. »Das könnte sogar strafbar sein«, meinte Merton und blickte sich um, um sicherzugehen, dass auch niemand mithörte.

Dieses letzte gemeinsame Mittagessen, zu dem wir uns in einem Restaurant von der Größe einer Streichholzschachtel trafen, war unser erstes seit mehr als zwei Jahren. Wäre da nicht seine abgetakelte Garderobe gewesen – Kakihosen aus dem Textildiscounter, wie sie Ehefrauen für ihre Männer kaufen, und an denen er seine Hände der Hoffnung schon tausendmal zu oft abgewischt hatte, dazu eine dieser Trekkingjacken, die man in einem dieser Läden am Eros-Ende von Piccadilly finden kann –, so hätte ich ihn gar nicht erkannt. Er hatte die Hälfte seiner Zähne eingebüßt und das komplette Haar. Zwar war er selbst damals, als die Zeiten noch gut waren und der Pauillac in Strömen floss, nie sonderlich gesprächig gewesen, aber jetzt hockte er da, über sein Essen gebeugt, ein kaum angerührtes Glas Hauswein vor sich, aß nichts von seinem Rote-Bete-Salat, stieß seine Ellenbogen in die Speisenden links und rechts von ihm und ließ seinen Kopf kreisen, als ginge es ihm darum, noch mehr Zähne herauszuschütteln. »Mmm«, sagte er jedes Mal, wenn sich unsere Blicke oder unsere Knie begegneten. Da ich nicht wusste, was ich sonst tun sollte, fing ich an, unter dem Tisch an meinen Fingernägeln zu rupfen.

Es gibt »Mmms«, die eine stille Akzeptanz der allgemeinen Lage signalisieren oder das langsame Wirken des sinnenden Geis-

tes oder schlicht und einfach peinliche Verlegenheit. Mertons »Mmms« waren nichts davon. Mertons »Mmms« markierten die Sinnlosigkeit allen Sprechens.

Weswegen sie ansteckend waren. »Mmm«, entgegnete ich.

Wenn ein Verleger in der guten alten Zeit einen seiner Autoren zum Essen ausführte, dann pflegte er sich zu erkundigen, wie die Arbeit voranginge. Jetzt aber schreckte Merton wie alle Verleger davor zurück, das hören zu müssen. Was, wenn die Arbeit gut voranging? Was, wenn ich ihm ein Buch präsentieren konnte? Was, wenn ich einen Vorschuss erwartete?

Schließlich – weniger, um ein Gespräch in Gang zu bringen, als vielmehr, um den Nachmittag zu beenden, denn so, wie die Dinge liefen, würde ich bald gar keine Fingernägel mehr haben, und außerdem war mir Merton nicht egal, und ich konnte es nicht ertragen, mit anzusehen, was er durchmachte – sagte ich etwas. Nicht *Himmel, sind diese Stühle unbequem, Merton, nicht Weißt du noch, wie du immer mit mir ins L'Etoile gegangen bist und wir Cervelle de Veau speisten und nicht Strammen Max?*, sondern etwas, was seiner Gefühlslage angemessener war. Ein paar altgediente Verlagsleiter – sogleich als tote weiße Männer ver-teufelt – waren an jenem Wochenende mit einer Klage über den Verfall der Sprache in neuen Texten an die Öffentlichkeit gegangen: Eingehende Manuskripte wiesen Rechtschreibfehler, irreguläre Zeichensetzung und Verstöße gegen die Grammatik auf, waren ein bildungsfernes Sammelsurium aus gemischten Metaphern, unverbunden in der Luft hängenden Partizipien und falsch gesetzten Apostrophen, wie statt als, würde statt werde, werde statt würde, dass statt das und seid statt seit. Wir hatten nicht nur vergessen, wie man Bücher verkauft; wir hatten vergessen, wie man welche schreibt. Ganz gleich was die Wurzel von Mertons Depression sein mochte – ich zweifelte nicht daran, dass falsch gesetzte Apostrophe die Sache nicht besser machten. »Du siehst aus«, sagte ich und hielt mir die Serviette vor den Mund, als laufe auch ich Gefahr, Zähne zu

verlieren, »wie jemand, der schon verdammt lange nichts halbwegs Anständiges mehr gelesen hat.«

Er sollte wissen, dass ich nur zu gut begriff, dass es für uns alle die Hölle war.

»Nein, im Gegenteil«, sagte er, während er mit den Fingerspitzen seine Augenwinkel sondierte. Es sah fast so aus, als würde er Austern aus ihren Schalen holen wollen, nur dass er sich schon lange keine Austern mehr leisten konnte. »Ganz im Gegenteil. Das ist ja das Tragische daran, dass ich alleine in diesem Monat zwanzig Arbeiten von bleibender Genialität auf meinen Schreibtisch bekommen habe.«

Merton war berühmt dafür, dass er jeden bei ihm eingereichten Roman für ein Werk von bleibender Genialität hielt. Er war das, was man einen Verleger alter Schule nannte. Die Hoffnung darauf, Arbeiten von bleibender Genialität zu entdecken, war das, was ihn überhaupt erst ins Verlagsgewerbe geführt hatte.

»Mmm«, sagte ich.

Die Gelegenheit, über Arbeiten von bleibender Genialität zu sprechen, ließ Merton beinahe geschwätzig werden. »Es wäre keineswegs übertrieben«, übertrieb er, »zu behaupten, dass acht oder zehn davon Meisterwerke sind.«

Ich ziepte mir ein paar Haare aus dem Schnurrbart. »So gut?«

»Atemberaubend gut.«

Da keine Arbeit von mir darunter war, ganz gleich was bei Amazon behauptet wurde, musste ich mich gewaltig anstrengen, um seine Begeisterung zu teilen. »Und was ist daran nun tragisch?«, fragte ich in der Hoffnung, er werde mir nun eröffnen, die Autoren von zumindest viere oder fünfene dieser Meisterwerke seien tot.

Aber ich kannte seine Antwort schon. Keines der Meisterwerke eignete sich für Nimm-drei-zahle-zwei. In keinem kam ein Vampir vor. Keines handelte von den Tudors. Keines ließ sich als Nachfolger zu *Das Mädchen, das ihre eigene Plazenta aß* vermarkten.

Es war sogar möglich, dass nicht eines davon frei vom Makel eines unverbunden in der Luft hängenden Partizips war. Obgleich

Merton ein Verleger der alten Schule war, hatte die neue Schule – die befand, ein Roman müsse nicht gut geschrieben sein, um ein Meisterwerk zu sein, sei sogar mit größerer Wahrscheinlichkeit ein Meisterwerk, wenn es schlecht geschrieben sei – doch schon angefangen, an seinem Selbstvertrauen zu nagen. Er wusste nicht mehr, was was war. Und alles, was etwas war, landete nicht auf seinem Tisch.

»Weißt du, was ich von dir verlangen soll?«, sagte er, indem er mir unvermittelt in die Augen schaute. »Dass du beim Tittern mitmachst.«

»Tittern?«

»Tittern, twittern, was weiß ich.«

»Und warum sollst du das von mir verlangen?«

»Damit du unsere Arbeit für uns machen kannst. Damit du mit deinen Lesern in Kontakt treten kannst, ihnen sagen kannst, was du schreibst, ihnen mitteilen kannst, wo du auftreten wirst und was du gerade liest und was du verdammt noch mal gerade isst.«

»Strammen Max.«

Er fand das gar nicht witzig. »Und warum ausgerechnet ich?«, fragte ich.

»Nicht bloß du. Alle. Kannst du dir vorstellen, von Salinger zu verlangen, dass er twittert?«

»Salinger ist tot.«

»Kein Wunder, verdammt noch mal.«

Er verfiel wieder in Schweigen, und dann fragte er mich, ob ich das Internet benutzte. *Das Internet benutzte* – man musste Merton einfach lieben, so sehr hatte er allen Bezug verloren.

»Ein bisschen.«

»Hast du einen Blog?«

»Blog? Nein.«

»Liest du die Blogs von anderen?«

»Blogs. Manchmal.«

»Die Blogs sind das Ende von überhaupt allem«, sagte er.

Der Begriff klang obszön auf seinen Lippen. Als hörte man

den Erzbischof von Canterbury davon reden, an einem Zumba-Kurs teilzunehmen. Blogs sind was von gestern, wollte ich ihm sagen. Wenn du einen wirklich Schuldigen suchst, dann solltest du die Schuld myBlank und shitFace und all diesen anderen Sachen geben, die die Un-Lesenden überreden, zu glauben, jeder hätte das Recht auf eine Meinung. Aber es kam selten vor, dass Merton sich öffnete, und ich wollte ihn nicht abwürgen, bevor er richtig begonnen hatte. »Erzähl mir mehr davon«, sagte ich.

Er ließ seinen Blick durch den Raum wandern, als habe er den noch nie gesehen. »Was gibt's da schon zu erzählen? Der Roman ist Geschichte, nicht weil keiner mehr einen schreiben kann, sondern weil keiner mehr einen lesen kann. Das ist einfach eine ganz andere Vorstellung von Sprache. Geh ins Internet, und du findest nichts als ...« Er suchte nach einem Wort.

Ich schlug ihm Vorhaltungen vor. Eines meiner Lieblingswörter. Es beschwor das missbilligende Genörgel eifernder alter Männer herauf. Nur dass es heute die eifernde Jugend war, die missbilligend herumörgelte.

Merton schien glücklich und zufrieden damit, soweit man bei ihm überhaupt je davon sprechen konnte, dass er mit etwas glücklich und zufrieden war. »Romanautoren arbeiten sich Stück für Stück zum Sinn des Ganzen vor«, sagte er. Ich nickte ungestüm. Arbeitete ich nicht noch immer daran, Stück für Stück meinen eigenen zu finden? Aber er trug das den unsichtbaren Mächten vor, nicht mir. »Die Bloggeneration weiß, was sie sagen will, bevor sie es sagt«, fuhr er fort. »Sie meinen, Schreiben sei die Formulierung von Überzeugungen. Am Ende werden sie von den Wörtern nichts anderes mehr erwarten. Meine eigenen Kinder fragen mich andauernd, was ich meine. Sie wollen wissen, worauf ich hinauswill. Sie fragen mich, was für einen Zweck die Bücher, die ich verlege, verfolgen. Worum drehen sie sich, Dad? Sag's uns, damit wir sie nicht zu lesen brauchen. Mir fällt darauf keine Antwort ein. Worum dreht sich *Schuld und Sühne*?«

»Um Schuld und Sühne.«

Meinen scherzhaften Einwurf wusste er nicht zu schätzen.
»Du meinst also, dass ihre Frage berechtigt ist? Du meinst, ein Roman ist nicht mehr als seine Zusammenfassung?«

»Du weißt, dass ich das nicht meine.«

»Hast du Kinder? Ich erinnere mich nicht.«

»Nein.«

»In dem Fall hast du Glück gehabt. Du musst nicht mit ansehen, wie schlecht es um die Bildung steht, die sie erhalten. Du musst nicht mit ansehen, wie sie von der Schule nach Hause kommen, wo sie eine Szene aus *König Lear* gelesen haben – die mit dem Regen, man hält es nicht für notwendig, nachzulesen, wie er in trockenem Zustand ist –, und glauben, sie kennen nun das Stück. Das ist über diesen alten Sack, Dad.«

»Und was sagst du ihnen dann?«

»Ich sage, Literatur ist nicht *über* irgendwelche Dinge.«

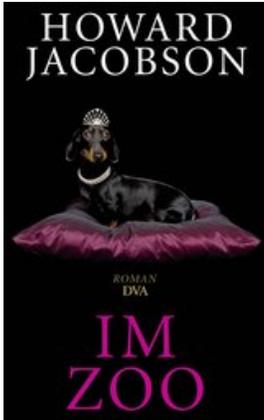
»Und was sagen sie?«

»Dass ich ein alter Sack bin.«

Das waren mehr Worte, als ich Merton ein ganzes Jahrzehnt lang hatte sagen hören. Aber es waren seine letzten. »Mmm«, sagte er, als er die Rechnung sah.

Später an jenem Nachmittag tat er, ohne dass er irgendwem etwas davon twitterte, was er tun musste.

Wenn man den Buchklau, das Mundschreiben und das Härchenzupfen außer Acht ließ, war ich in besserer Verfassung als viele andere. Ganz gewiss war ich in besserer Verfassung als der arme Merton. Ich kleidete mich immer noch gut, die Mode floss mir ja gewissermaßen in den Adern, kaufte teure Schuhe und Gürtel und steckte mir das Hemd in die Hose. (Schlampig beim Kleiden, schlampig beim Schreiben.) Beim besten Willen aber konnte man mir nicht nachsagen, ich sähe aus wie jemand, der blühte und gedieh. Ich befand mich in meinem dreiundvierzigsten Lebensjahre – uralt für einen Romanautor des 21. Jahrhunderts und ganz gewiss auch viel zu alt, um noch weiter auf irgendeiner dieser



Howard Jacobson

Im Zoo
Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 448 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-421-04564-5

DVA Belletristik

Erscheinungstermin: September 2014

Ausgezeichnet als witzigster Roman des Jahres in Großbritannien

Guy Ableman ist ein Getriebener: Mit Haut und Haaren seiner hinreißend schönen und klugen Frau verfallen, begehrt er gleichzeitig deren nicht minder attraktive Mutter. Nicht nur die beiden rauben ihm seinen Seelenfrieden, auch die Arbeit lässt ihn nicht schlafen. Sein Verleger hat sich umgebracht, Vampirschmonzetten verdrängen seine Romane aus den Buchhandlungen, und ihm fehlt jegliche Inspiration für ein neues Buch. Vielleicht könnte die Liaison mit seiner Schwiegermutter ja Stoff für ein letztes, großes Meisterwerk bieten ...

Das neue Buch des Booker-Preisträgers Jacobson ist ein funkelndes Wortfeuerwerk voller bissiger Dialoge und staunenswerter Beobachtungen, ein Roman über die Leidenschaft für Frauen, Literatur und die komischen Seiten des Lebens.

 [Der Titel im Katalog](#)